

Blumenau um das Jahr 1900



Erinnerungen aus meiner Kinder- und Jugendzeit

von

Adele Bauer, geb. Christl
Jahrgang 1890 aus Schirmdorf bei Landskron

Blumenau um das Jahr 1900

Erinnerungen aus meiner Kinder- und Jugendzeit

An der Grenze von Böhmen und Mähren, dort wo die Wasserscheide ihre Gewässer gegen Süden durch die Zwitta zur Donau, im Norden durch die Loutschna zur Elbe sendet, liegt Blumenau. Es ist nur ein kleines Dorf, hatte rund 600 Einwohner, hat keine großartigen Berge, keinen Fluß, keine besonderen Sehenswürdigkeiten, aber für mich war es der schönste Fleck auf Erden, denn es ist meine Heimat.

Es dünkte mir immer, daß die Sonntagsglocken nirgendwo so feierlich läuten wie bei uns und daß die Sonne nirgends so schön untergeht wie in Blumenau, denn es liegt auf einer Hochebene, von der man nur sagen kann – die Sonne strahlt am ersten hier, am längsten weilet sie bei mir -. Oft sah es aus, als ob in der Nähe ein Feuer wäre, wenn die Abendsonne bei den Fenstern des Schulhauses, in dem wir wohnten, hereinschien und alles in ein blutendes Rot tauchte.

Durch die Lage an der Wasserscheide und den durchlässigen Kalkboden litt unser Dorf sehr an Wassermangel. Der Dorfbach, der die Quelle der Loutschna speiste, floß nur im Frühling zur Zeit der Schneeschmelze brausend und glucksend dahin und trocknete im Sommer oft ganz aus. Es gab nur wenige Brunnen mit gutem Trinkwasser. Die Leute hatten fast bei jedem Haus eine Zisterne, wo sie das Regenwasser auffingen. In den regenarmen Jahren mußten sie das Wasser in Fässern vom Nachbarort Laubendorf holen. Daher wurde später der Riesenteich am Ende des Dorfes ausgemauert und mit einer Pumpe versehen, so daß die Leute von dort Wasser holen konnten.

Am tiefsten haben sich meinem Gedächtnis die schönen Nadelwälder und Fluren mit unübersehbaren Getreidefeldern eingeprägt. Die Fichtenwälder umgaben das Dorf ringsum gegen Laubendorf, Hopfendorf, Karlsbrunn und Rothmühl. Nur gegen Sebranitz war ein herrlicher Buchenwald, der dem Fürsten Thurn und Taxis gehörte. Die übrigen Wälder gehörten den Bauern. Nur wer als Kind im Frühling durch die harzduftenden Wälder streifte, im Sommer auf den noch unberührten Plätzen Heidel- und Preiselbeeren holte, die weite Flächen mit ihrem schimmernden Rot bedeckten, nur der kann die Sehnsucht des Blumenauers nach diesen einzig schönen Wäldern verstehen. Das Schicksal der Vertreibung verschlug mich in Deutschland in eine Stadt, die keinen Wald in der Nähe hat und wenn mich das Heimweh packte, ging ich auf den Friedhof, um dort die großen Fichten rauschen zu hören.

Unser Dorf war, wie alle Schönhengster Dörfer, ein Reihendorf und von jedem Bauernhof führte ein Rasenweg ins Feld, der vom Hof bis zum Wald den betreffenden Bauern gehörte. Die wohlgepflegten Felder waren mit Korn, Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Rüben bepflanzt. Auch gab es große Kleefelder, die zur Blütezeit weithin einen angenehmen Duft verbreiteten, denn infolge des trockenen Bodens gab es nur wenig Wiesen.

Die Krone der Feldfrüchte war der Flachs. So ein Flachsfeld glich zur Blütezeit einem wogenden blauen See. Die Flachsernte, man nannte sie das Flachsraufen, schloß sich an die Getreideernte an und bildete den Höhepunkt der Feldarbeit. Der Flachs wurde immer nur an Nachmittagen und nur von Frauen ausgeraut. Jede bekam ein Beet zugeteilt. Die Mägde des Bauern gingen gleichsam als Vorarbeiter voran und jede Frau setzte ihren Stolz darauf, mit ihnen Schritt zu halten, denn es war eine Schande, wenn eine einen Bock hatte; das heißt, wenn sie zurückblieb und hinter den anderen ein Stück des Beetes stehen hatte. Man nahm sich daher Kinder mit, die halfen, und zwar nicht neben der Mutter, sondern auf deren Beet, wo sie einen großen Fleck weiter vorne ausraufen, so daß ihre Mutter einen Vorsprung vor den anderen gewann. Diesen Fleck nannte man einen Hasen. Die Kinder nannte man Kopläner. Wer keinen Kopläner hatte, war übel dran, denn es wurde geradezu um die Wette gerauft und da halfen meine Brüder und ich als Kinder oft so einer Frau aus, die mit ihrem Bock nicht fertig wurde. Diese Arbeit wurde auch besser entlohnt. Es gab zur Jause, genannt Vaspermohl, bessere große gefüllte Kuchen mit Lebzelt und Zucker bestreut, gemischten Schnaps und eine Krone österreicher Währung, während sonst nur 60 Heller für einen halben Tag bezahlt wurde.

Danach folgte anderntags das Flachsbreiten, dann das Wenden. Später wurde der Flachs in die Scheuer gefahren und geriffelt. Das ist die Entfernung der Samenkapseln, in dem man ihn durch einen großen Kamm zog. Dann wurde der Flachs in der Sonne geröstet, sicherlich beim Riesenteich; denn die Gemarkung hieß dort – im Riesen -. Rösten hieß in der Mundart „riesen“. Wenn der Flachs genug geröstet und trocken war, kam er in die Brechhütte, die am unteren Ende des Dorfes wohl heute noch steht, wo er mit dem Brechhobel gebrochen wurde; das heißt, die Frauen befreiten mittels einfacher Geräte die Stengel von den Hülsen. Das war eine sehr staubige und ungesunde Arbeit. Von der Brechhütte wurde der so zubereitete Flachs auf großen Leiterwagen zur Bahnstation gebracht und waggonweise verschickt. Um diese Zeit fuhren auch die Hopfendorfer Bauern mit ihren großen Flachsfuhren zur Bahnstation Blumenau. Welche Bedeutung der Flachs damals hatte, ersieht man aus verschiedenen

Sprüchen, von denen einer lautet:

Ich grüß` dich, o mein lieber Flachs, tu nur nichts wie immer nur wachsen;
wachs recht schön in die Höh, so werden dich alle Leute ehren; wachs
schön in Klom, werden dich alle Leute loben; wachs recht schön her, weiß
und klar, wie der seligsten Jungfrau Maria ihr Haar.

Als meine Eltern 1895 nach Blumenau übersiedelten, fuhren wir von
Zwittau noch in der Kutsche, auf der Kaiserstraße, die mit schönen, hohen
alten Bäumen bepflanzt war. Aber im selben Jahr wurde die Eisenbahn
feierlich eröffnet, wobei auch der Eisenbahnminister aus Wien zugegen
war; denn es war die selige Zeit, als wir noch zu Österreich gehörten. Ich
war damals 5 Jahre alt und meine deutlichste Erinnerung an dieses große
Ereignis ist der große wallende Federbusch, den der Minister auf seiner
Kopfbedeckung trug. Die von Zwittau heranfahrende Lokomotive war mit
Tannenkränzen geschmückt. Die Bevölkerung war auf dem Bahnhof ver-
sammelt und ein sechsjähriges Mädchen sagte ein Gedicht auf und über-
reichte dem Minister einen schönen Strauß Astern. Damals, und noch
nachher lange Zeit, fuhr täglich die Postkutsche von Politschka nach
Zwittau durch Blumenau. Erst in späteren Jahren wurde die Post von der
Bahn abgeholt.

Damals stand im Dorf, mitten auf dem Friedhof, eine sehr alte Kirche, de-
ren Dach mit Schindeln gedeckt war. Auch die Decke der Kirche war von
Holz und mit Heiligenbildern bemalt. Die Orgel war auch schon sehr alt.
Der Blasebalg wurde durch zwei Seile in Tätigkeit gesetzt, die von der
Decke herunterhingen und abwechselnd herabgezogen wurden. Im Jahre
1902 wurde neben dem Friedhof in einem Garten, der zum Freisasshof
gehörte, der Grundstein zu einer schönen neuen Kirche gelegt, in den ei-
ne Urkunde eingeschlossen wurde. Die neue Kirche ist im romanischen
Stil erbaut, hell und freundlich. Auf dem Hauptaltar steht eine schöne,
überlebensgroße Statue des Hl. Laurentius, der Schutzpatron der Kirche.
Die neue Orgel hat eine Jägerndorfer Firma gebaut. Eine Glocke, die auch
im letzten Krieg (1939-1945) im Turm belassen wurde, stammt aus dem
Jahre 1416.

Da die Gemeinde einen schönen großen Wald besaß, wurden damals und
noch viele Jahre später die Klassenzimmer in der Schule ausschließlich
mit Holz beheizt. In manchen Häusern gab es noch offene Herde und ich
sah als Kind gerne zu, wenn die Hausfrau ein Feuer anmachte und die
Töpfe mit einer Gabel in ein eisernes Gestell hängte und sehr geschickt
damit hantierte. Mir gefiel das viel besser, als unser schöner Sparherd im
Schulhaus, weil ich so gerne den hüpfenden Flammen des offenen Feuers
zuschah. Diese offenen Herde wurden aber bald durch schöne Kachelherde
ersetzt.

Das größte Volksfest des Jahres war das Kirchenfest, die Gnod zu Ehren des Hl. Laurentius am 10. August. Es wurde aber immer am darauffolgenden Sonntag gefeiert. Da war in der Kirche ein feierliches Hochamt. Zu Mittag gab es ein Festessen mit auswärtigen Gästen. Am Nachmittag war nochmals feierlicher Vespergottesdienst. Dann ging es zu den Buden mit Zuckerwerk und zum Ringelspiel. Im Gasthaus war immer Tanz.

Den größten Bauerngrund hatte der Freisass, welcher etwas über 100 Hektar Feld und Wald besaß. In früherer Zeit war der Freisass ein freier Bauer, der von den Grundherren nicht als Höriger gehalten wurde, wie die übrigen Bauern, daher der Name Freisass. Da durch Heirat ein zweites Grundstück dazu gekommen war, wurden die Äcker gemeinsam bewirtschaftet und da war es ein idyllischer Anblick, wenn die Pferde täglich nach Feierabend ganz allein und friedlich auf der Dorfstraße, ein ziemlich weites Stück hinunter gingen in den zweiten Hof, ihrem Stalle zu. Die Pferde wurden noch nicht geschreckt durch ein daherbrausendes Auto. Damals war noch kein Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern. Der Freisass hatte sechs Knechte und sechs Mägde und im Sommer trugen ihm so viele Leute ihre Dienste an, daß er gar nicht alle brauchte. Wohl aber auch, weil er ein gütiger Mensch war und die Leute gut verköstigte. Das Verhältnis der Dienstboten zum Dienstherrn war ein recht patriarchalisches; sie redeten den Bauern und die Bäuerin mit Vater und Mutter an.

Der Blumenauer lebte ganz seiner Arbeit und hatte seine Wirtschaft und Felder in gutem Zustand. Es gab wenig Vergnügungen. Die Leute trugen noch keine modische Kleidung. Die Frauen trugen ein Hemd, das wie eine Bluse vorne zum Knöpfen war und kurze handgestrickte Ärmel hatte, darüber ein schwarzes Leibchen, das mit buntem Garn genäht war und unten ringsherum einen Wulst angenäht hatte, der mit Sägespänen gefüllt war, damit der Rock nicht herunterrutschte. Dieser hatte eine Tasche, darunter trug man mehrere Unterröcke. Wenn es regnete, schlug man einfach den obersten Rock über den Kopf und brauchte daher keinen Regenschirm. Im Winter trug man über dem Leibchen eine kurze dicke Jacke, die nannte man Maika. Die älteren Frauen trugen auch in der Kirche eine Schürze aus schillernder Seide. Die Kleider wurden genau nach den Festtagen gewählt. Jede Frau hatte ein eigenes Kleid für Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die Marien-tage, den Sonntag und für den Sonntagnachmittag, ebenso die Kopftücher. Man sagte: dieses Kleid habe ich auf die schönsten, das andere auf die vorschönsten und so weiter. Diese Sitte wurde streng eingehalten.

Wenn eine Frau starb, zog man ihr im Sarg das Brautkleid an. Wenn ein Lediger starb, wurden die Leute, die sich beim Trauerhause vor dem Begräbnis versammelt hatten, mit Kuchen bewirtet. Hinter dem Sarg ging ei-

ne weiß und eine schwarz gekleidete Braut. Beim Grab knieten die Hinterbliebenen nieder und sagten gemeinsam – Vergelt's Gott allen, die unseren Verstorbenen zu Grabe begleitet haben. Solange der Verstorbene noch nicht bestattet war, wurde am Abend im Trauerhause für ihn gebetet, wobei die Trauernden zum Schluß die Anwesenden um Verzeihung baten, falls der Verstorbene jemanden beleidigt haben sollte.

Bei Hochzeiten verwendete man als Schmuck nicht die Myrte, sondern den duftenden Rosmarin. Gesangverein gab es noch keinen, aber oft zogen die Burschen am Abend singend die Dorfstraße auf und ab. Es wurde am Feierabend nach der Feldarbeit gesungen, beim Tanz, beim Federnschleifen und bei Hochzeiten. Da gab es bei der Tafel ein besonderes Lied, das mit den Worten begann: Der Ehstand ist eine harte Nuß, wer ihn mitmachen muß, er kommt von keinem Menschen nicht, Gott selber hat ihn eingerichtet im Paradies. Die übrigen Strophen habe ich leider vergessen. Eine Freude war es für uns Kinder, wenn ab und zu eine Musikkapelle aus dem Erzgebirge in unser Dorf kam und von Haus zu Haus ihre frohen Weisen erklingen ließ.

Gerne sahen wir auch zu, wenn der Drahtbinder, der von Haus zu Haus zog, die zersprungenen Tontöpfe mit Draht geschickt zusammen flickte, indem er ein Drahtnetz mittels einer kleinen Zange um das Geschirr spannte; weil angeblich in den Tontöpfen die darin gekochten Speisen schmackhafter sind, als in dem noch nicht so gebräuchlichen Aluminiumgeschirr.

Jedes Dorf hatte seine eigene Mundart: Die Blumenauer Mundart war ganz verschieden von der Rothmühler und Laubendorfer. Sie ähnelt der von Karlsbrunn, Hopfendorf, Oberheinzendorf und Bohnau.

Das A wurde meist wie O gesprochen, z.B. sagen hieß „sogn“, tragen hieß „trogn“, Gras – „Gros“, Stadt – „Stodt“, waschen – „woschn“, Wand – „wond“.

Das E sprach man meist als A, z.B. essen hieß „assn“, messen hieß „massn“, Regen – „Ragn“, Wetter – „Water“, Leben – „Lahm“.

O sprach man meist wie U, z.B. groß hieß „gruß“, loben hieß „lubn“, der Heuschober hieß Heuschuber.

Es gab viele Zwielaute, z.B. klang das lange „ie“ wie „eu“, gießen – „geußn“, frieren – „freusn“, schießen – „scheußn“, kriechen – „kreuchn“.

Der Umlaut Ü klang wie „ui“, die Mühe – „Muih“, Rüben – „Ruim“, füttern – „fuittern“, schütten – „schuitn“, blühen – „bluia“.

U klang oft wie iou, z.B. Du hieß „Diou“, Bub hieß „Bioub“, Bruder – „Briouder“, Hut – „Hiout“, Tuch – „Tiouch“, Schuh – „Schiouch“, der Kuchen hieß „Kiouchen“, gut – „giout“, besser – „giouter“, die Schule hieß „Schioul“.

Blumenau hieß somit „Blioumeno“.

Wie im Hochdeutschen klangen die Wörter Mutter, Uhr, Schnur, Wut, Spur.

In manchen Wörtern klang „I“ wie „ej“, ich – „ejch“, die – „dej“, sie – „sej“.

Die Verkleinerungssilbe war „la“, in der Mehrzahl „lich“, z.B. Mädchen – „Modla“ – „Modlich“, Kleidchen – „Klorla“ – „Klorlich“, das Blümchen – „Bluimla“ – „Bluimlich“, das Reisigbündel hieß „a Gebindala“.

Die Mahlzeiten hießen : Frühstück – „Fruistück“, Mittagsmahl – „Mittesmohl“, Abendmahl – „Undmohl“. Die Zwischenmahlzeiten am Vormittag nannte man „Virpes“ oder „Untermalla“. Am Nachmittag aß man das „Vaspermohl“.

Das Schweinschlachtfest hieß die „Fosnd“, das Schwein hieß „Farkla“. Die Kartoffel hatte den schönen deutschen Namen Erdapfel, in der Mundart „Arpfl“. Die Tomaten hießen „Paradeisepfl“. Das Bratrohr nannte man „Trauba“. Wenn der Kuchen recht locker war, war er „ruchl“. Es gelüftet mich hieß „ejch bej gelangeldig“. Das Butterfaß nannte man „Bejtkummerma“.

Auf das Feld ging man „ninter“, zurück kam man „afür“. Der Stein hieß „Stunga“, die Mehrzahl „Stienga“. Die Malerbürste hieß „Weismochwischla“. Wenn jemand schnell lief sagte man, „dar rennt ju wej a stizeter Basn“. Wenn jemand eine Wunde am Fuß oder an der Hand hatte, hatte er einen „krummen Fuß“ oder eine „krumme Hand“. Wenn einer viel Sorgen hatte sagte man, „dar hojd wos ser braucht“. Wenn einer geschlagen wurde hieß es, „dar hojd wosch kregt“. Wenn man Bevorstehendem mit Unlust entgegen sah sagte man, „ejch hob mich scho drauf geöln“. Wenn etwas Unerhörtes geschah sagte man, „es ejd ju ausderweis“.

Die Bluse der Frauen hieß „Frakla“, die Jacke der Männer „Jubn“. Die Bordüre nannte man „Namfum“. Die linke Seite des Stoffes war die „awiga Sait“. Wer keine Strümpfe an hatte, war „borschenket“, wer barfuß ging, war „borfeß“. Die Glasperle hieß das „Gepoterla“. Hübsch hieß „just“, „es ejd a justz Modla“ sagte man. Schief hieß „schejket“, scheckig hieß „schacket“. Halbwegs hieß „holmerig“. Plaudern hieß „schmodern“. Wenn man sehr bitten wollte sagte man, „hatseina bejdseina seit su schie gebatn“. Wenn man dankte sagte man, „zols guter Herr“.

Der Oberlehrer war der „Schioulmoster. Der Großvater war der „Onger“, die Großmutter die „Wawa“, der Pate der „Tuter“, die Patin die Tupfra. Voriges Jahr war „fadn“, die verflossene Nacht hieß „Nachtn“, abends hieß „sunts“. Weinen hieß „grein“; ich habe geweint – „ejch hob gegrän“. Für eventuell sagte man „veleicht“. Wenn jemand etwas übel nahm, war er „veruiblhomdig“. Wenn er hoch hinaus wollte, war er „grußtiaundig. Ich bin froh hieß „ejch bej gan“. Unmodern hieß „oldvateresch“. Ein großer Lärm war ein Eschrament. Ringsherum hieß „immetimm“, eine Handvoll „a Hompfull“. Wenn man etwas ganz vergessen hatte sagte man, „dos hob ejch in Tud neu vergaßn“. In Erzählform nahm man meist die Mitvergangenheit an:

z.B. ich nahm – „ejch nohm“, ich stand – „ejch stun“, ich sag – „ejch soch“.

Ja hieß „jo“ – in der Elternform „nu“, nein hieß „neh“, hinauf hieß „no“ und zu hinunter sagte man „nou“. Das Geschlecht des Hauptwortes wich wie in jeder Mundart von der Schriftsprache ab. Man sagte z.B. der Wurst, der Lampen, der „Lotan“ (Laterne), der „Feuerwehrwahl“ (Feuerwehrball).

Man grüßte: „Gioutn Morgn“ (Guten Morgen), „Gioutn Mittig“ (Guten Mittag), „Gioutn Nochmittig“ (Guten Nachmittag) und „Gioutn Und“ (Guten Abend).

Wenn man eine fremde Wohnung betrat, wurde man mit „schie wll kumma“ (schön Willkommen) begrüßt, worauf man antwortete „schie Donk“ (schönen Dank). Beim Weggehen sagte man „In Guts Noma“ (In Gottes Namen). Der Gastgeber sagte, „kumm bold wejder“ (komm bald wieder), der Gast antwortete „ko bold wejder sei“ (kann bald wieder sein).

Jedes Haus hatte seinen Hausnamen, den es durch alle Generationen behielt. Wenn ein Mann einheiratete wurde aber der Hausname (Dorfname) vom Mann übernommen. Oft nannte man die Namen mehrerer Generationen. Die häufigsten Schriftnamen waren: Haupt, Wilder, Wala, Landsgesell.

Heute sind diese biederen Menschen über ganz Deutschland zerstreut, von der Ostsee bis zu den Alpen und außer den Kindern, die sich nicht mehr an die Heimat erinnern, trägt wohl ein jeder das Heimweh im Herzen, denn auch die Armen, die in der Heimat ihr Brot durch Taglohn verdienen mußten und in schlichten Hütten wohnten, hingen mit ihrem ganzen Gemüte an ihrem Dorfe und ihrer Heimat. Auch noch heute gilt das Wort von Ernst Moritz Arndt, welcher sagte: Und wären es kahle Felsen und öde Inseln und wohnte Armut und Mühe dort, du mußt die Heimat ewig lieb haben, denn du bist ein Mensch und sollst sie nicht vergessen, sondern behalten in Deinem Herzen.

**Zwei Gedichte, verfaßt von Adele Bauer, geb. Christl,
Heilbronn im Jahr 1961**

Trost

Auch in der Heimat ist jetzt Frühling,
auch dort blaut der Himmel, grünt der Mai,
doch auf den Gräbern wuchert das Unkraut,
es kniet kein frommer Beter dabei.
Doch flötet die Amsel dort wie früher
ihr Lied in lauer Abendluft,
sie singt es unseren Toten,
die friedlich schlummern in stiller Gruft.
Und Gott hört unser bitten und flehen
für sie auch hier in diesem Land,
sie werden mit uns auferstehen,
sie sind wie wir in Gottes Hand.

Heimweh

Einmal noch möchte ich am Feldrain stehn
und auf ein wogendes Kornfeld sehn,
das wie ein Meer sich vor mir breitet,
wo Welle an Welle vorüber gleitet.
Möchte des Weizenfeldes goldne Pracht
rascheln hören im Winde sacht,
möcht hören deiner Wälder rauschen
und ihrem heiligen weben lauschen,
möcht schlürfen des Wiesenheues Duft
und einmal noch atmen – o Heimat deine Luft.

Nun ein Zwiegespräch in der Blumenauer Mundart:

1. Sprecherin:

Gioutn Nochmittig, itzet wojs ich net bist des oder bist des net, Hironesmillinfronzn Juli.

2. Sprecherin:

Jo jo ejch bejs, ober wenn mer sich zah Johr net gesah hot, wejsch ku Wunder wenn mer sich net mehr kenna tejt. Ober doß ich Schiaulmosters Adi hej traffn wir, ender hett ejch an Tud gedocht.

1. Sprecherin:

Kumm mir setzn uns a Walla do nuüber unte de Bahm uf de Bonk, do kinna mir sich besser dezehla. Su hej ejd wenigstens net su a Eschrament wej uf de Stroß. Wej gihts der denn inna.

2. Sprecherin:

No dos wosta wejs uns su giht, wenn mer i de Fremd ejt.

1. Sprecherin:

Hazeina Juli, ejch hob a scho oft dro gedocht, wejh schieh wosch doch de humm, gor wej mer noch i de Schiaul gunga. Wosn a noch, ejch hett a inna gan an weitm Schiaulwag gehobt su wej de onden Kinder, weil ejch ju nehr i de Schiaul auf de Stejgn nauf gih brauchet, wir hom ju i de Schiaul gewohnt un do bej ejch oft bo de Schupfntür hintn naus, ims Schiaulgebäud immatim und o de Stroß nauf doß ich a mit euch bo de Haustür neigih kunnt. Jo su kindisch wor mer, wu sei doch dej Zeitn.

2. Sprecherin:

Wir mußten noch de Schiaul inna fleißig spiaula, un do hommer sich inna fest getummlt doß mer fejtig wujn, wenn da komst und kuntn nochet uf Brockls Ringala spela gih.

1. Sprecherin:

No euer gutsaliga Mutter dej hojt sich wos geplogt mit dej Binkl Gojn, wos sa zen spiaula vo Zwetta ufn Biauckl rausgeschleppt hot. Sej gugn inna dan weitm Wag ze Fiauß doß se sich dej poor Kreuzer für de Boh (Bahn) desporet.

2. Sprechern:

Wej lustig wojsch doch wenn mer in Siaumer i de Beer gunga. Uf de Otzign, uf Korlsbrünner, i de oldn Oh (alte Au) Kruschenes Käferlich

un do schreuer mer on Schwommasteig zens afür, i de Beer aus de Beer, holb in Tupf holb in Krupf, vul vul vul.

Un bon Zegjgn (Ziegen) huitn, wenn mer a Feuerla hotn und Arpfl brotn kuntn, dos wor a Lahm.

1. Sprecherin:

Un wej hojd mer sich doch uf dan Gutsleimestog (Fronleichnamtag) gefreut. Ejch bej scho inna aufgestonna wens groh wur und sojch bon Fanster naus obsnet rangt, doß mer kuntn de Kranzlich aufsetzn un Bluimlich streua gih.

Dej schien Alter (Altäre) was sa aufgestellt hom. Bon Seidl, bon Wala, bon Augestieschler, bon Neubauer, später bon Schmädajes. Bon Seidl hom sich inna dos grußa Marienbild (Bild) ausgeborgt un under Mutter hot inna su schiena Schmeckn (Geranien) dej hom sa a inna dergestellt.

Un de veln Bliuma (Blumen) was mer gestreut hom.

Un es schmeckustern gih wor a inna su a Frod. Long bevor homer scho de Endtn gezehlt, wu mer uiberol wan eingelodn sei. (die Verwandten gezählt wohin man eingeladen wird) Ejch hot moniga Sochn noch aufgehbm was ich kregt hot, we mer vo de hujm (von Daheim) fut mußn

Un de orma Kinder dej gunga on Ustermotig (Ostermontag) zeh olla Bauern in gonzn Dorf. Wir hom inna gahn bon Fanster nausgesah wenn a gonza Had Schmeckosterlign (viele Schmeckosterkinder) in Dorf nauf un noh gelofn ejd.

De Freisozin un a ondra Bauer hom inna an gonzn Bockofn vul Kiauchen extra gebockn fürsä, un dej hom sa sich mit de Schaiblich (Plätzchen) un de Usterer (Ostereier) in a Tuichla (Tuch) egebuna. Wej ujfoch wosch doch ender ols, un mir worn a zefrejd dabei.

O de Gnod wosch a inna su schie. I de Kirch homsa ufn Chor inna a schiena Maß gesunga, un nochmittig wor holt unda griesta Frod zen Ringlspell un ze de Wauden (Verkaufbuden) gih. Do gobs Zuckerkletzlich, Zuckerpfeiflich un Türkischen Honig un woastn a noch de Bettschenkin kom inna vo Hopfndruf (Hopfendorf) un hot inna de erschn zeitlichn Birn ze verkofn.

Dos Wosser läft mer hait noch in Maul zesomma wenn ich dro denk.

On letztm Aprl gugn ich holt inna su gan mit Brockls Modlich (Mädchen in Wold noch Birknreisig, Sunts (abends) homsa de Leut ufn Meist (Düngerhaufen) gesteckt, dos schej (sollte) goh halfn gegn de Haxn /Hexen) Dej mußn go olla Bladlich (Blätter) zöhla bevor sa in Stohl (Stall) nei kunna, un dos höt de ganza Nocht bis scho hall wur gedauert un do mußn sa wejder fut (fort), un su kuntn sa des Vehch (Vieh) net verhaxn.

2. Sprecherin:

In Winter wor holt under grißta Frod es Schlejtn fohn. (Schlittenfahren). Dos wor a Lahm (Leben) wenn de Bauern mitn Pfarschletn (Pferdeschlitten) durchs Dorf fuhrn un mir kuntn sich aufsetzn un es hot nauf un nou lustig geklengt. Oder wenn mer kuntn bo de Schiaul nahm Schenktischlers Zau on Wag nunter sausn, bis uf Schmejd Hannesn Brückla.

1. Sprecherin:

Un wenn mer kuntn uf de Fosnd gih (Schweinschlachtfest) mir gunga ju nett wanga Assn (Essen). De Hauptsoch nochn Mittesmohl Schlejtn fohrn un es gotschn (schauken). Bon Seidl hotn inna su a grusa Gotsch unten Schupfn, do sei mer gefluggn bis nauf zen Bolkn (Balken)

2. Sprecherin:

Jo jo dos won Zeitn; denkstn a noch dro weh mer donn elder wurn (älter waren) gunga mer doch su gan Fadernschleißn, do wur derzählt (erzählt) un gesunga un wenn mer gor net dro gedocht hobm, hobm de Karla (Burschen) uf amol daußn a Escherament (viel Lärm) gemocht un es Hölzla bo de Stiaumtür (Stubentür) reigeschmissn doß mer olla deschrockn sei. Ober mir hom sich net long besunna un sei en noch un homsa fest gehoblt.

1. Sprecherin:

Es hot ju net vel owachsling (Abwechslung) gam; tonzn gunga mer ner on letztm Sunntig, o de letztm Fosnd (Fastnachtdienstag) un o de Gnod (Kirchweihfest). Un de Geheietn (Verheirateten) gunga ufs Feuerwehrwahl. Un defür homerichs a sehr drauf gefreut un scho long dervor un nochher devo geredt, net wej itzet i de Stodt, wu sa olla Toch (Tag) tonzn.

Defür is dahn nigs mer salzums (nichts mehr neues).

2. Sprecherin:

Jo jo de Humet (Heimat) wieht mer salabetoch (sein Lebtage) net vergassn. Ober itzet möjcht ich wuhl ons humgih (heimgehn) denkn. Undera wann net wissn wu ejch scho su long bej. Begrüß me sa holt olla mejt, un bleib in Guts Noma (bleib in Gottes Namen).

2. Sprecherin:

In Guts Noama, ko sei mir traf n sich a ondesch mol (anders mal) wejder oder kumm a mol spoziehn. Mir sei ner dot deuben i dan Gebäud nahm de Post.